

## Laudatio zur Verleihung des Mara-Cassens-Preises des Literaturhauses Hamburg 2017

Von Christoph Schröder

Meine sehr verehrten Damen und Herren,  
liebe Sasha Marianna Salzmann,

„Ich war noch nie irgendwo zuhause.“ Diesen Satz sagte Sasha Marianna Salzmann zu mir, als ich sie im August des vergangenen Jahres in Berlin zu einem Interview traf. Es ist ein Satz, der die meisten von uns möglicherweise erschreckt. Wir, die wir in einem mehr oder weniger beruhigenden Gefühl leben, dass unser Zuhause uns so etwas wie Sicherheit und Geborgenheit geben kann, können uns nur schwer vorstellen, dass jemand in der völligen Abwesenheit dieses Gefühls lebt.

Es gibt sehr viele Wege, sich Sasha Marianna Salzmanns Debütroman zu nähern. Er lässt sich umkreisen, beschreiben in theoretischen Diskursen. Doch ich glaube, dass die Frage nach einem Zuhause und die Tatsache, dass das Zuhause in diesem Buch so auffällig abwesend ist, sich nicht nur im Inhalt niederschlägt, sondern auch in der Struktur des Romans abgebildet wird. Zunächst aber können wir danach fragen, und auch dazu eignet sich *Außer sich* ganz ausgezeichnet, welche Erwartungen wir an Literatur stellen und stellen dürfen und inwieweit die Literatur das Recht hat, sich diesen Erwartungen zu widersetzen, um dann auf ganz überraschende Weise andere Erwartungen zu erfüllen.

Also: *Außer sich*, und das ist ein Einwand, den ich hin und wieder gehört habe, wenn ich anderen mit Begeisterung davon erzählt habe, ist ein Roman, in den die dringlichen und auch relevanten Diskurse der Gegenwart Eingang gefunden haben: Migration, nationale versus individuelle Positionierung, Zugehörigkeitsfragen, Genderfragen. Und noch dazu die jüngsten Ereignisse in der Türkei, die Demonstrationen im Gezi-Park, der gescheiterte Putschversuch. Den Einwand, dies sei ein Roman, der quasi kalkuliert an der Aktualität und ihren Modethemen entlang geschrieben worden sei, höre ich ausschließlich von Menschen, die das Buch nicht gelesen haben. Wer *Außer sich* wirklich gelesen hat, wird nicht auf die Idee kommen, einen derartig albernen Verdacht zu äußern.

Und das liegt daran, dass Salzmanns Roman etwas mit uns macht. Sollten wir uns tatsächlich das Bewusstsein mit Schlagworten und Modebegriffen so weit um- und verstellt haben, dass der Text selbst dahinter zu verschwinden droht, so wird all das von der ersten Seite der Lektüre an weggesprengt. Literatur und auch das Schreiben von Literatur kommt aus dem Kopf und, so hat es Enzensberger einmal formuliert, aus den Eingeweiden. Sasha Marianna Salzmann hat keinen

kalkulierten Text geschrieben. Sie zieht uns hinein in ihren Roman, nimmt uns mit und schleudert uns hin und her. Wir werden mitgerissen von der Wucht der Bilder, von der Intensität der Sprache, von den Affekten, der Wut, der Unsicherheit, der Verzweiflung und der Sehnsucht. Vieles ist hier überschießend, in einem Gestus des Zuviel geschrieben, aber was heißt das schon? Wer bewertet das? Wer möchte sich herausnehmen zu beurteilen, ob eine Metapher zu gewaltig, ein Gefühl zu groß ist?

Sie habe, so hat Sasha Marianna Salzmann es mir erzählt, gar nicht fest vorgehabt, den Roman zu schreiben, nicht so, nicht zu diesem Zeitpunkt. 2012 hatte sie ein Stipendium in Istanbul, wollte eigentlich an einem Theaterstück arbeiten – und plötzlich kamen innerhalb von zehn Tagen rund 100 Seiten Prosa aus ihr heraus. Ein Schock sei das gewesen, sagt die Autorin, und wir merken dieser Prosa deutlich an, dass sie heraus musste, dass sie Dringlichkeit hat. Doch worum geht es überhaupt? Lässt sich das erzählen?

Dem Roman vorangestellt ist ein Personenregister. Fast alle Figuren haben mehrere Namen, je nachdem, in welchem Kontext sie auftreten und wer gerade wann und wo über sie spricht. Da ist Alissa oder Ali. Sie könnte die Hauptfigur sein. Und da ist Anton. Anton hat nur einen Namen. Und: Anton ist verschwunden. Ali und Anton sind Zwillingsgeschwister. Beide sind Mitte zwanzig. Zuletzt hatte Anton der Mutter eine Postkarte aus Istanbul geschickt. Darum hat Ali sich von Deutschland aus auf den Weg in die Türkei gemacht. Sie will ihren Bruder wiederfinden. Ali und Anton sind gemeinsam mit ihren Eltern Valja und Kostja nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion in den frühen 1990er-Jahren nach Deutschland gekommen, als so genannte Kontingentflüchtlinge. Sie sind, unter anderem, vor dem Antisemitismus in Russland geflohen und landen in Deutschland erneut genau dort – im Antisemitismus.

Valja, die Mutter, hat ihren Kindern schon früh eingepflegt, dass es für sie als Juden nicht genügt, genauso gut zu sein wie alle anderen, die gleichen Leistungen zu bringen. Ich zitiere aus *Außer sich*:

„Zu Anton sagte sie: „Du musst der Beste in der Schule sein, viel besser als die Russen. Wenn du dreimal so gut bist, bist du vielleicht halb so gut wie sie und schaffst es, ein guter russischer Arzt zu werden. Wenn du das nicht machst, bleibst du für immer ein armer, geschlagener Jude.“

Später ersetzte sie die Russen durch die Deutschen.“ Zitatende.

Ich erinnere an den Ausgangssatz: „Ich war noch nie irgendwo zuhause.“

Und der erste Satz des Romans lautet: „Ich weiß nicht, wohin es geht, alle anderen wissen es, ich nicht.“ Das ist keine Koketterie. Ali weiß wirklich nicht, wohin es mit ihr geht. Und Sasha Marianna Salzmann wusste es auch nicht, so unterstelle ich einmal. Sie musste etwas über ihre Figur herausfinden. Sie kannte Alis Geschichte nicht. Also hat sie Ali losgeschickt. Und Ali

musste herausfinden, wo sie herkommt, um zu wissen, wohin sie gehen kann. Und aus diesem Grund rekonstruiert sie die Geschichte ihrer Familie.

Das Genre des Generationen umspannenden Familienromans ist in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur zu einem Erzählmuster geworden, dem eine gewisse Gemütlichkeit anhaftet. Alles ist geordnet, wird überblickt, rekapituliert, reflektiert, abgearbeitet.

Bei Sasha Marianna Salzmann ist nichts geordnet oder gar ordentlich. Den in Familienromanen so beliebten „Großvater erzählt“-Duktus gibt es bei Salzmann allenfalls als Zitat oder gar Karikatur einer oralen Tradition. *Außer sich* ist ein komplexes Geflecht, das Aufmerksamkeit erfordert.

Vor allem aber haben wir es mit einer Autorin zu tun, die dem nicht traut, was wir so oft als eine reine Selbstverständlichkeit voraussetzen: der Zuverlässigkeit unserer Erinnerung. Es gibt keine einfachen Lösungen und keine Herkunftserklärungsmuster im Roman, die nicht selbst wiederum hinterfragt würden. Die Mythen, Erinnerungen, Heldengeschichten, die sie als kollektive Familienhistorie aufschreibt, setzt Salzmann nicht als unumstößlich voraus. Nostalgisch oder gar rührselig ist nichts an diesem Buch.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, das Fachmagazin „Nature Neuroscience“ hat 2015 einen Artikel veröffentlicht, in dem britische Hirnforscher schlüssig darlegen, dass unser Gehirn konkurrierende Erinnerungen unterdrückt und damit den Prozess des Erinnerns ganz aktiv mitgestaltet. Drastisch gesagt: Wenn Sie sich daran erinnern, wie Sie auf Capri am Meer standen und den wunderschönen Sonnenuntergang betrachteten, arbeitet ihr Gehirn gezielt daran, auszublenden, dass Sie währenddessen mit dem linken Fuß in einem Haufen Hundekot standen, obwohl Ihnen das in der damaligen Situation wenige Sekunden später durchaus mehr Verdruss bereiten könnte als der Sonnenuntergang Vergnügen.

Ein Selbstschutzmechanismus, ein Filterinstrument. Die Unterdrückung führt also zu Auslöschung, was im genannten Beispiel ja auch sehr erfreulich ist. Aber es funktioniert selbstverständlich auch umgekehrt. Das Trauma, die Schockerfahrung, kann die Schönheit überlagern.

Unsere Erinnerung überschreibt sich selbst permanent. Wie also könnte man als Erzählerin kein Misstrauen entwickeln gegenüber der glatt aufgehenden Rekonstruktion einer Familiengeschichte, die sich, wie im Fall von *Außer sich* über ein knappes Jahrhundert dahinzieht? Noch nicht einmal die Vergangenheit, die Erinnerung, bietet Salzmanns Protagonistin Sicherheit. Auch das Gedächtnis ist in diesem Fall kein Zuhause.

Die Chronologie in *Außer sich* ist aufgebrochen und gehorcht einer eigenen Logik. Neben der Gegenwartserzählung in Istanbul rekonstruiert Sasha Marianna Salzmann wie nebenbei die Geschichte von Alis Familie vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis in die sowjetische

Nachkriegszeit. So, um nur ein Beispiel zu nennen, die von Alis Urgroßeltern Etja und Schura, die sich an der Universität kennen lernen, im Jahr 1939 gemeinsam ihren Abschluss machen und sich nach dem Krieg als Ärzte und Forscher verdient machen – obwohl sie als Juden in der stalinistischen Ära längst schon ihren Job hätten verloren haben müssen.

Wir springen hin und her zwischen Deutschland, Moskau und Istanbul. Wir tauchen ein in dunkle Bars, herunter gekommene Wohnungen, in Krieg, stalinistische Schikanen, bundesrepublikanische Ankommenstristesse und in Grenzgänge zwischen den Geschlechtern. Der Roman findet keine Ruhe. Der vermeintlich so simple Titel *Außer sich* ist multipel aufgeladen. Was geschieht, wenn jemand außer sich gerät? Er oder sie überschreitet Grenzen, möglicherweise die des eigenen Körpers, die des eigenen Bewusstseins oder schlicht auch die des bekannten geografischen Territoriums. Das wäre der Ausnahmezustand. Sasha Marianna Salzmann dreht diese Erkenntnis um 180 Grad: Das Außersichsein ist in ihrem Roman der Normalzustand. Man könnte noch weiter gehen: Eine Existenz im Sinne eines Sichselbstwahrnehmens ist in ihrem Roman überhaupt nur dann möglich, wenn sie außer sich gerät.

Wir haben es also mit einem doppelten Paradoxon und einer doppelten technischen Herausforderung zu tun: Zum einen muss die Erinnerung, genauer: das Erinnerte, erzählt werden, zugleich aber weiß die Erzählende, dass sie sich nicht auf das verlassen darf, was sie weiß oder was andere wissen. Zum anderen benötigt das Außersichsein eine Ausdrucksform, die diesen Zustand nicht bändigt oder domestiziert. Eine geformte Sprache also, die gleichzeitig aus der Fassung gerät.

Und diese Form ist der eigentliche Balanceakt in *Außer sich*. Die gestaltete Form des Romans ist eben nicht, und das ist der zweite Vorwurf, den der eine oder andere Kritiker an den Roman herangetragen hat, nicht vorhanden. Die große künstlerische Leistung ist vielmehr die, dass Sasha Marianna Salzmann in einer Tautologie von Inhalt und Form die Brüche ihrer Figuren ganz klar kenntlich macht und trotzdem die volle Kontrolle über ihren Stoff behält. Sie hat ein ordnendes Prinzip gefunden, mit dessen Hilfe sie in der Lage ist, die Unordnung darzustellen, fühlbar, lesbar zu machen. Salopper ausgedrückt: Sie lässt die Puppen auf dem Tisch tanzen, hat aber den Laden jederzeit voll im Griff.

Und das ist natürlich kein Zufall und auch keine Naturbegabung. Salzmann ist ein Profi. Der Mara Cassens-Preis ist ein Debütpreis, ebenso wie der Preis der Jürgen Ponto-Stiftung, den die Autorin im vergangenen November entgegen genommen hat. Aber Sasha Marianna Salzmann ist keine Anfängerin. Die gibt es im Literaturbetrieb der Gegenwart ohnehin nicht mehr. Sie hat an der Universität Hildesheim Literatur studiert und anschließend in Berlin szenisches Schreiben. Sie ist Hausautorin am Maxim Gorki-Theater in Berlin und arbeitet als Dramaturgin. Sie weiß genau, wie man Szenen aufbaut, wann man sie abbricht. Sie weiß auch genau, wie man Dialoge schreibt,

sie kann Komik herstellen; sie kann das Tempo drosseln und anziehen, wie sie es gerade braucht. *Außer sich* ist ein Romanerstling, dem man das nicht anmerkt, und es ist trotzdem kein routiniertes Buch. Unter anderem das macht seine große Anziehungskraft aus.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, vielleicht haben Sie ein Wort vermisst, das sich im Zusammenhang mit diesem Roman geradezu aufdrängt. Es ist ein Wort, das wichtig ist für den Roman, aber ich glaube auch, dass es ein für Sasha Marianna Salzmann ungeheuer heikler Begriff ist. Er lautet: Identität.

Selbstverständlich lässt sich leicht behaupten, Ali, die Protagonistin, sei auf der Suche nach ihrer Identität. Und Salzmann spielt diese Identitätssuche auf allen Ebenen durch: In einer Bar lernt Ali Katho, wahlweise auch Katharina oder Katüscha, kennen; einen Tänzer aus Odessa, der gerade dabei ist, von der Frau zum Mann zu werden. Und auch Alis eigene Geschlechtsidentität löst sich im Verlauf des Romans zunehmend auf. Ali beginnt, Testosteron zu nehmen und sich zu verwandeln. Aus dem Sie wird ein Er. Die Mutter in Deutschland wird angesichts der langsam wachsenden Barthaare nicht mehr nach Enkelkindern fragen. Aber: Ali ist, und dessen ist die Autorin sich bewusst, als literarische Figur und als Mensch auch zugleich eine Projektionsfläche für Klischees: migrantisch, lesbisch, jüdisch.

Eine derartige Beschreibung ist, wie jede Identitätszuordnung, auch eine Machtfrage: Wer bestimmt wie über ein Leben, indem er oder sie es kategorisiert und Zuschreibungen trifft? Und was macht das aus der Kunst, die sich damit beschäftigt? Die zweite Frage ist recht einfach zu beantworten. Ich zitiere die Autorin selbst: „Wenn ich programmatisch sage: jetzt schreibe ich einen lesbischen Roman, dann ist es schon keine Kunst mehr.“

Die Frage nach Selbst- und Fremdbestimmung über die eigene Identität ist komplizierter. Schon das Wort „Wir“ kann ein Problem sein. Sasha Marianna Salzmann hat kürzlich in einem Interview in Deutschlandfunk Kultur ausführlich darüber gesprochen, was allein schon ein „Wir“ bedeuten kann: Ist das „Wir“ in Hamburg ein anderes als in Berlin? Wer ist mit einem „Wir“ gemeint, das sich erlauben will, Normen zu setzen, Richtlinien vorzugeben, an denen sich eine durch alle Raster fallende, ihrer selbst nicht gewisse Figur wie beispielsweise Ali zu orientieren hat? Und ist es nicht auch so, dass jeder Versuch, ein Ordnungsraster zu schaffen, auch umgehend eine Machtgeste darstellt, der jedes fragile, in sich vibrierende Ich ausgeliefert ist? Oder: Sich zumindest ausgeliefert fühlen muss?

Wer außer sich ist, wer also immer wieder aus sich heraustritt, ist gezwungen, auch immer wieder eine neue Gestalt anzunehmen. Noch einmal der Ausgangssatz: „Ich war noch nie irgendwo zuhause.“ *Außer sich* ist ein Buch der Verwandlungen und der Ambivalenzen. Das beginnt schon beim Hauptschauplatz Istanbul, einer Stadt auf der Grenze zwischen Orient und Okzident. Eine Transitzone. Und so wie die Stadt, ist alles in diesem Roman im Fluss, in Bewegung.

Ali wandelt sich und mit ihr ihr Körper, oftmals wird innerhalb eines Satzes Sie zum Er.  
Nationale Zugehörigkeiten wandeln sich, das politische Klima wandelt sich. Ein Roman als große  
Umwälzanlage. Literatur als Transitzone. Kann es etwas Gegenwärtigeres geben als das? Und ist  
es nicht ein großes Glück, dass eine Autorin uns die Herausforderungen unserer Gegenwart in  
einem derartigen Kunstwerk vor Augen führt?

Das wiederum ist eine sehr einfach zu beantwortende Frage: Ja, ist es. Und wir stehen hier nicht  
allein mit dieser Meinung, denn *Außer sich* ist ein Erfolgsroman. Bereits vor Erscheinen waren  
Übersetzungslizenzen in ein Dutzend Länder verkauft. Das Buch war nominiert für den Aspekte-  
Literaturpreis und stand auf der Shortlist des Deutschen Buchpreises 2017. Und nun also sind  
wir hier, um eine Auszeichnung zu übergeben für das beste deutschsprachige Debüt des Jahres.  
Ich gratuliere der Jury zu ihrer Entscheidung. Und ich gratuliere vor allem Sasha Marianna  
Salzmann zu ihrem herausragenden Roman und zum Mara Cassens-Preis 2017. Vielen Dank.